

Ein Meister der Selbstbeherrschung

Koschka Linkerhand

„Er hat mir begreiflich gemacht, daß wir alle in dem Sinne Kerkermeister und im Gefängnis sind, als es in uns immer einen gibt, den wir uns selbst anketten, den wir einsperren, den wir zum Schweigen bringen. Durch einen merkwürdigen Rückschlag geschieht es, daß das Gefängnis sogar die Freiheit erschließt. Die Steinmauern einer Zelle, die Einsamkeit, aber auch die Nacht, wiederum die Einsamkeit, die wohlige Wärme des Bettes, die Stille befreien dieses Unbekannte, dem wir den Tag verweigern.“

Pauline Réage, *Geschichte der O*

Sie wohnte etwas außerhalb der Stadt, in einem Einfamilienhaus nahe der vorletzten Metrostation. Es wohnten viele Familien hier, die meisten in ziemlich neuen Häusern; dazwischen standen Gartengrundstücke, von Alteingesessenen bewirtschaftet, die noch immer ein wenig verblüfft und verärgert waren über die Reihenhauskolonien, die ringsum gewachsen waren wie über Nacht.

Auch das Häuschen ihrer Eltern, das letzte in einer ordentlichen Reihe, grenzte an ein Gartengrundstück. Es war ein weitläufiger Garten – weitläufig für die Verhältnisse hier draußen – und er war vernachlässigt, offenbar nicht sehr geliebt und gepflegt von seinem Besitzer: einem großen Mann, der vielleicht in den Vierzigern war und schwer gebaut mit bemerkenswert breitem Kiefer. Dabei wohnte dieser Nachbar sogar in seiner Laube; ihre Eltern hatten das herausgefunden, bald nachdem sie hierher gezogen waren, und sie sprachen missbilligend von ihm, den sie den Sonderling nannten. Von ihren Eltern wusste sie, dass es verboten war, auf einem Gartengrundstück zu hausen, verboten und unmenschlich kalt und feucht im Winter.

Was die Eltern ihrerseits nicht wussten, war, dass der Mann im Sommer, wenn die Hecke zwischen den beiden Grundstücken grün und dicht war, gelegentlich herübersah, durch irgendeine lichte Stelle im Geäst, um sie, die Tochter der Nachbarn, zu beobachten. Seit einigen Sommern schon wusste sie das: Ein kleines Rascheln der Zweige hatte ihn ein paar Mal verraten oder sein Atem, wenn sie ganz konzentriert lauschte, auf einer Decke im Gras liegend und vorgeblich lesend. Er saß dort bewegungslos und über Stunden, und durch die Hecke brannte sein Blick auf sie nieder. Anfangs war ihr nicht ganz klar gewesen, warum er sie beobachtete und was er dabei tat – sie hatte es furchtbar gefunden, aufregend und unheimlich, und aus irgendeinem Grund die Mutprobe auf sich genommen, sich nicht davon beeindrucken zu lassen, in keiner Weise. Sie hatte weiterhin im Gras gelegen und sich in dicke Romane versenkt oder Übungen in ihr Notenheft gezeichnet, sie hatte mit den Eltern Federball gespielt und auf der Terrasse Kuchen gegessen, alles mit seinen Augen hinter den Büschen, die von dieser Seite so ebenmäßig und harmlos waren. Manchmal lag sie still auf ihrer Decke, rupfte mit den Zehen Gras und ließ

seine Blicke auf sich niedergehen wie Sonnenstrahlen oder Fliegen, die über ihre Körperoberfläche krabbelten; an anderen Tagen hüpfte sie durch den Garten, reckte sich und lachte laut, wie berauscht im Bewusstsein ihres Geheimnisses. Es war das erste nennenswerte Geheimnis, das sie vor den Eltern hatte, und zugleich vor ihren Freundinnen und allen Menschen überhaupt. Über die Jahre wurde es ihr zur Gewohnheit, dieses Geheimnis, es gehörte zum Sommer und zum Garten wie Fallobst und das Summen der Insekten. Sie brachte es kaum zusammen mit den seltenen Begegnungen, die sie auf der Straße mit ihm hatte; dann grüßte sie kurz und ging vorbei, ohne seinen gemurmelten Gegengruß abzuwarten und ohne ihn anzusehen. Es war ihr nur recht, dass an seiner Gartentür kein Name stand, dass er zugleich stumm, gesichts- und namenlos blieb.

Doch in dem Sommer, als sie fünfzehn wurde, in *diesem* Sommer, war der unsichtbare Nachbar auf eine Weise, die sie nicht ganz verstand, über die Hecke gestiegen und in ihre Träume eingezogen. Schlimme und ekelhafte Träume waren das, von seinem breiten Kiefer, der sie bedrängte, und seinem viel zu großen, viel zu schweren Leib an ihrem. Sie verabscheute diese Träume, aus denen sie in einem Zustand größter körperlicher Aufgewühltheit erwachte, der sich nur beenden und befrieden ließ, indem sie mit ihren Fingern so lange zwischen den Beinen hin- und herfuhr, bis eine mächtige, süße, ganz und gar gedankenlose Welle durch ihren Körper ging und sie von den schlimmen Träumen erlöste. So kam sie zur Selbstbefriedigung. Sie half nicht nur gegen die Träume, sondern auch gegen die Phantasien, die sie seit einer Weile tagsüber befielen, in der Schule oder am Abendbrotisch, und die einen scharfen Riss in ihrem Alltag verursachten. Sie verdoppelten und spalteten die Realität in zwei einander feindliche Teile: Der Tochter und Schülerin und Freundin, die sie für Andere war, stand die Protagonistin wüster Phantasien gegenüber – Phantasien, die sich mit Posterjungs, Schauspielern und den Schönlingen älterer Schulklassen nicht zufrieden gaben. Jene gehörten zur ersten, zur eigentlichen Realität; die Phantasien aber galten dem Mann auf der anderen Seite der Hecke, der alt und hässlich war und fast bemitleidenswert in seiner unermüdlichen Geilheit auf sie, das unerreichbare, noch lange nicht erwachsene Mädchen von nebenan.

Dennoch trug diese zweite, schamvoll gehütete Realität in diesem Sommer einen großen Sieg davon. Sie wusste nicht, woran es lag, ob er irgendeine Kenntnis erhalten hatte von ihren Träumen, ob er ihr die Träume – und der Gedanke erfüllte sie mit Panik – durch die Hecke hindurch ansah; und so gab es keine Erklärung dafür, dass er eines Morgens, als die Sommerferien gerade vorüber waren, in der derselben Metro saß wie sie auf ihrem Weg zur Schule. Natürlich, sie verließ jeden Morgen zur selben Zeit das Haus, ging durch dieselben dreieinhalb Vorstadtstraßen und stieg in dieselbe Metro; das war leicht zu beobachten. Aber warum machte er sich erst jetzt die Mühe, und zu welchem Zweck? Er setzte sich ihr gegenüber und sah sie an, und kein Zaun, nicht der kleinste Zweig stand zwischen ihr und seinem Blick. Ihr war zumute, als hätte er damit ein geheimes Abkommen verletzt.

Hier draußen, an der vorletzten Station, war die Metro ziemlich leer, danach, während sie auf das belebte Stadtzentrum zustürzte, füllte sie sich rasch; in der Innenstadt schließlich standen die Leute dicht gedrängt. Die Fahrt bis zum Musikgymnasium dauerte etwa zwanzig Minuten. Normalerweise las sie währenddessen oder träumte zum Fenster hinaus, schläfrig von der frühen Stunde und vom Rattern der Wagen. Heute nutzte sie die erste Gelegenheit, ihren Platz einer alten

Frau abzutreten, die sich abwesend bedankte; und sie entfernte sich und stellte sich in die Wagenmitte gegenüber der Tür, wo schon einige Passagiere standen, eine Hand um eine der gelben Stangen geschlossen, die zum Festhalten dienten. Es war tatsächlich sehr voll hier – so voll, dass sie nicht gleich bemerkte, dass er ebenfalls seinen Platz verlassen hatte und nun dicht, dicht hinter ihr stand. Ihre Erleichterung wich mit einem Schlag, als sie kurz ihren Kopf drehte und direkt ins breite Gesicht des Nachbarn sah – näher, als sie es je zuvor gesehen hatte. Ihr erster Gedanke war, dass er kaum größer war als sie selbst; sie war sehr gewachsen im letzten Jahr. Der zweite Gedanke war, dass er ihr gefolgt und dass damit alles aus war. Jetzt gab es nichts mehr, was sie an ihrer Situation hätte ändern konnte. Es war sinnlos, überhaupt darüber nachzudenken.

Es war zu spät. Mit Trauer dachte sie ans Federballspiel, an ihre Violinübungen am Samstagnachmittag bei offenem Fenster, wenn eine verirrte Fliege durchs Zimmer surrte und alles ruhig und richtig war. Dieser Teil der Realität war in weite Ferne gerückt. Jetzt stand er hinter ihr, und mit schrecklicher Selbstverständlichkeit stellte sich die Lust ein, als er sich von hinten gegen sie drückte, unbemerkt von den anderen Leibern ringsum. Er tat das, ohne sie anders zu berühren als mit seinem Unterleib, den er gegen ihren Hintern presste – vorsichtig erst und dann sicherer, fester, ohne die Bewegung, die von außen nicht sichtbar sein durfte, zu vergrößern. In leisem, fast zartem Rhythmus stieß er zu, und sie spürte die vorgewölbte Knopfleiste seiner Jeans, die sich zwischen ihre Hinterbacken grub. Es entsetzte sie, dass sie gar nicht anders konnte, als sich nach hinten zu lehnen, ihm so weit wie möglich entgegenzukommen. Sie tat es – vielmehr: ihr Körper tat es –, als gäbe es keine andere Möglichkeit. Die Bewegung seiner Hüften war der Quell und das Ziel aller Wünsche, es kam allein darauf an, diese Bewegung aufzunehmen, mitzutragen, und wenn sie dafür die Metrolinie auf und ab fahren müsste bis Sonnenuntergang. Ihre Erregung steigerte sich, als sie seinen Atem hinter sich fühlte – mehr fühlte als hörte –, und ein klein wenig Feuchtigkeit von seinem Mund ihren Nacken benetzte; dann legte er eine Hand auf ihre Hüfte, um sich abzustützen und um sie zu halten. Schwer und warm war die Hand, sie drückte ihr Becken gegen diese willkommene Last und stellte fest, dass die Hand ein wenig zitterte: vor Lust, vermutete, hoffte sie. – Da verlangsamte sich der Zug, am Fenster blitzte der Name ihrer Haltestelle auf, zwei-, drei-, fünfmal; und sie riss sich los und drängelte sich durch die Menge, zum Ausgang und hinaus in den blendend hellen Vormittag.

Kurz darauf saß sie in der Klasse und dachte verwirrt und atemlos an das seltsame Geschehen, das zum täglichen Ritual werden sollte, jeden Morgen von Montag bis Freitag kurz nach halb acht. Es ging, mit geringen Variationen, von Schuljahresbeginn bis weit in den Herbst hinein.

Eine Variation bestand darin, dass er sich bald angewöhnte, in Jogginghosen zu erscheinen, das war sehr gut; denn der dünne, haltlose Stoff vermittelte fast ein Gefühl von Nacktheit zwischen ihnen, und sie spürte die Härte seiner Erektion viel deutlicher heraus: ein einzelner, kraftvoller Strahl, der an ihr rieb. Aus demselben Grund trug sie jetzt häufiger Flatterröcke oder Shorts, kombiniert mit Feinstrumpfhosen – zur allgemeinen Verwunderung, denn das hatte sie früher selten getan, und es war mittlerweile, mit fortschreitender Jahreszeit, zu kalt dazu. Das war ihr leidenschaftlich egal – alles war egal, wenn sie nur mehr *davon* spürte, noch ein wenig intensiver empfand. Sie hätte beinah aufgeschrien, als er einmal ihren Rock ein wenig nach oben schob, sich dann so dicht wie möglich

herandrängte und auf diese Weise fast ihren Anus berührte. Aber natürlich schrie sie nicht auf. Sie vergaß nie, dass sie sich in der Metro befand; der öffentliche Ort und die Anonymität gegenüber den anderen Menschen, ihren Nachbarn eingeschlossen, gehörten fest zum Spiel dazu. Folglich gab es keine unkontrollierten Bewegungen und keinen Aufschrei, kein Keuchen und Stöhnen und natürlich keine Berührung der Lippen oder der Hände. Das verstand sich von selbst; und ihm schien das ebenso selbstverständlich zu sein, jedenfalls hatte sie in ihm ihren Meister auf dem Gebiet der Selbstbeherrschung gefunden; und sie genoss es in tiefen Zügen. Sie genoss uneingeschränkt; Scham und jede Art von Denken waren auf die Zeit nach acht Uhr morgens verbannt.

Eine zweite Variation war das Hinzuziehen einer der gelben Stangen. Sie fand es unerträglich, dass ein Orgasmus für sie, unter den gegebenen Umständen, fast unmöglich war. Ganz wenige Male war es ihr gelungen, die verhüllte Eichel zwischen ihre Schenkel zu dirigieren und sie so lange gegen den Rand ihrer – ebenfalls verhüllten – Vagina stoßen zu lassen, bis sich deren Muskeln unter starken, wundervoll starken Krämpfen lösten. Manchmal auch war ihre Erregung über die gesamte Situation so groß, dass die Stöße gegen ihren Hintern, gepaart mit Heimlichkeit und dem deutlichen Bewusstsein *seiner* Lust, *seiner* Abhängigkeit von ihr völlig ausreichten, um zu kommen. Aber weder auf akrobatische Mühen noch auf solche Momente von Gesamthygnose mochte sie sich verlassen. Tagelang spielte sie mit der Versuchung, seine Hand von ihrer Hüfte zu nehmen und vorn auf ihren Unterleib zu legen. Es hätte nicht viel zusätzlicher Stimulation bedurft; die Spitze ihrer Klitoris – sie erinnerte sich an die Schaubilder auf bestimmten Internetseiten – musste so prall und blutgefüllt sein, dass der geringste Druck von außen eine Explosion verursacht hätte. Aber es war nicht möglich, die Hand zu nehmen. Einerseits wäre das Risiko, entdeckt zu werden, untragbar gewesen: die Hand eines erwachsenen männlichen Fahrgasts im Schoß eines Mädchens! Andererseits hätte sie nie, unter keinen Umständen, seine Hand mit ihrer berührt; das war Teil des unausgesprochenen Kodexes zwischen ihnen. Hände, die einander suchen und berühren: Das gehörte in die andere Realität da draußen, in die Realität des Verliebten und Miteinander-Gehens – nicht in diese unterirdische Traumwelt auf dem Weg zur Schule, die sie nach acht Uhr am liebsten vergessen hätte. – Schließlich erwies sich die gelbe Stange, die vom Boden bis zur Decke ging, als sehr nützlich. Sofern eine verfügbar war, lehnte sie sich mit ihrer ganzen Vorderseite dagegen, umschlang sie halb mit einem Bein und richtete es so ein, dass ihre Vulva, angeheizt von seinen Stößen, im selben Rhythmus an der glatten Oberfläche der Stange rieb. Das verhalf ihr, allen Schichten Kleidung zum Trotz, regelmäßig zum Orgasmus, und sie konnte sich außerdem daran festhalten, wenn es so weit war, um das äußerlich kaum merkliche Zittern und Schwitzen ein wenig auszugleichen.

Die Scham nach acht Uhr war überwältigend. Sie stellte sich ein, kaum dass sie die Metro verlassen hatte, und sie war besonders heftig, wenn sie die Freundinnen Jungsgeschichten austauschen hörte. Tief und brennend überfiel sie die Scham, vermischt mit Trauer. Das war es nun: der Sex, das Erwachsenenabenteuer – ganz anders, als sie es sich vorgestellt hatte. Sie trieb es mit einem perversen Sonderling in Jogginghosen, der ihr in der Metro auflauerte; davon ließ sich keinem Menschen erzählen. Ihr hässlicher Nachbar nahm die Stelle ein, die von einem netten Jungen hätte besetzt sein müssen: einem hübschen, repräsentablen Jungen mit weichen Zügen, der ein Instrument spielen und gut zuhören könnte, der ihren Geist und

ihren Körper gleichermaßen anbeten und von den Freundinnen mit Sympathie und ein wenig Neid willkommen geheißen würde.

Und sie hasste und verabscheute ihn und nahm sich vor, bald damit aufzuhören und sich für annehmbare Männer zu interessieren. Der Nachbar interessierte sie ja nicht; sie wollte Befriedigung von ihm, nichts weiter. Es war passiert, dass sie eine Station früher ausgestiegen war, als sie besonders schnell gekommen war und ihr danach zu sehr vor seinem Körper ekelte, seinem suchenden, nimmermüden Schwanz. Ihr waren plötzlich Tränen gekommen über das Demütigende dieser Situation; und sie beschloss hoch und heilig, dass nun Schluss sein müsste, dass sie ab morgen eine Bahn früher fahren würde. – Sie hatte es nicht getan; im Gegenteil, die Lust war bis zum nächsten Tag noch gewachsen; sie hatte nachts im Bett wie besessen masturbiert und sich kaum beherrschen können, aufzustehen und ihn in seiner Laube aufzusuchen, wo zweifellos noch viel ärgere Dinge passiert wären als frühmorgens in der Metro.

Die Träume und Phantasien waren nicht weniger geworden, seit sie ihnen so systematisch zu Willen war. Sie phantasierte von der Metro und von der Laube in seinem unordentlichen Garten, sie phantasierte von Taten, die sich schneidend und schmerzhaft von allem unterschieden, was sie von sich wusste und erwartete. – In Wirklichkeit geht es nicht von mir aus, sagte sie sich, – ich bin es nicht selbst, die dies alles tut und träumt, es ist ein fremder, zudringlicher Traum ... So dachte sie, und manchmal beruhigte sie dieser Gedanke sogar. Doch ein Teil von ihr wusste es besser, und manchmal riss sie dieser Teil zu einem unsinnigen Stolz empor: Ich bin fünfzehn, dachte sie dann, und in meinem Leben geht etwas vor, wovon die Anderen nichts ahnen, ja wovon sie sich nicht träumen lassen, dass es mir passiert! – Doch erbärmlich schnell wich der Stolz wieder der Scham – der Scham und der fürchterlichen Zerrissenheit in zwei Realitäten; und wieder nahm sie sich vor, ab morgen mit einer anderen Bahn zur Schule zu fahren, oder doch spätestens ab nächster Woche.

Aber dem widersprach die Ungeduld, mit der sie der morgendlichen Fahrt entgegenschah, die Hitze und Nässe zwischen ihren Beinen, die manchmal den ganzen Tag lang nicht verging und sie daran erinnerte, dass sie nicht erwarten konnte, es wieder zu tun, dass sie ihm mit größter Bereitwilligkeit ihre Rückseite überlassen würde, wieder und wieder ... Sie durchstand gejagte Nächte voller Angst, wohin es noch führen würde mit ihr. Einmal träumte sie, er hätte sie bis zum Wahnsinn mit seinem ganz entblößten Penis gereizt und schließlich gegen ihren Oberschenkel ejakuliert; worauf sie den ganzen Tag lang mit dem weißlichen Fleck durch die Schule hätte gehen müssen, der verräterisch vom blauen Stoff ihres Jeansrocks abstach. Und alle, alle hätten es gesehen und hätten es gewusst.

Niemals durfte das geschehen. War sie nicht schon zu weit draußen, zu verstrickt in ihre Gelüste, um je wieder normal zu sein – um je zurückzufinden in die erste, die eigentliche Realität? Eine Stimme fragte: Was lohnt sich an dieser Realität überhaupt – wenn es darin keine solche Lust gibt? Und gleich darauf gab sie sich die Antwort: Alles lohnt sich daran! In ihrer verschwiegenen zweiten Welt gab es, vor allem, überwältigende Scham und Heimlichkeit; sie selbst war darin gar nicht anwesend, war nur vorhanden als Spenderin und Empfängerin einer monströsen, alles andere verhöhnenden Lust. Sie verlor sich in dieser Welt, in der es nichts anderes gab, in der sie nicht leben konnte, nicht leben wollte, niemals.

Die Sehnsucht nach der ersten, der eigentlichen Realität wurde so stark, dass sie eines Tages – es war November geworden, ein sehr kalter November – zu ihren Eltern ging und ihnen beim Abendbrot erzählte, dass der Nachbar sie anstarren würde, dass er versuchte hätte, sie anzufassen, ja genau *der*, der Sonderling. Erwartungsgemäß waren die Eltern entsetzt; der Vater wurde weiß und stand vom Esstisch auf. Sie blieb mit ihrer Mutter zurück; und als das Schweigen zwischen ihnen unerträglich zu werden drohte, hörten sie die Haustür gehen, und kurz darauf kam der Vater wieder herein und setzte sich und sagte, nun sei Schluss, er habe diesem Schwein mit der Polizei gedroht und ihm damit hoffentlich Manieren beigebracht; jetzt wolle er von der ganzen Geschichte nichts mehr hören. – Und sie wusste, dass er am nächsten Morgen nicht in der Metro sein würde.

Sie ging hinauf in ihr Zimmer; die Wirklichkeit hatte sie wieder, und sie begrüßte sie wie ein Kind, das nach einer langen Sommerreise in die heimatliche Wohnung zurückkehrt und kaum fassen kann, dass dort alles beim Alten geblieben ist. Ihre Geige war da und ihr Bett und die Bücher und der Schreibtisch am Fenster, und der Blick in den Garten, der zur Linken, wo die Hecke zum Nachbargrundstück begann, jäh abbrach. Auch das Nachbargrundstück selbst war wie abgebrochen, es hatte aufgehört zu existieren: Sie ging fortan mit abgewandtem Gesicht daran vorbei, in der Angst, ihm zufällig zu begegnen. Doch sie begegnete ihm nie mehr, und als sie nach dem Abitur auszog, um in einer anderen Stadt zu studieren, war ihr sogar diese kleine Angst längst entfallen.

Als Studentin am Konservatorium ließ sie sich leichte Schlaftabletten verschreiben, gegen die Unruhe und die Träume, die sie manchmal noch heimsuchten; später reichte es meist aus, im Bett zu lesen, dicke Romane am liebsten, Austen und Tolkien und Dostojewski, Romane mit endlosen Gesprächen und detaillierten Beschreibungen, in denen sie Ruhe und milde Langeweile fand. Dankbar las sie diese Romane, sie aß sie langsam und sorgfältig in sich hinein, manchmal drei oder vier zur selben Zeit; sie türmte sie um ihr Bett auf, ein Bollwerk gegen die Perversion.

Sie tat viel, um zu vergessen; schließlich gelang es ihr.